

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

• Bücher-Rundschau •

Redaktion: Dr. F. Rieter

Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte

Band IX und X der Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte bestätigen erneut den Willen des Herausgebers, mit dieser Zeitschrift ein Forum zu schaffen, auf dem sich schweizerische und in immer vermehrtem Maße auch ausländische Historiker treffen, um gemeinsam den Wurzeln abendländischer Entwicklung nachzugehen.

Daß sich *Werner Näf* nicht scheut, auch zu aktuellen Problemen Stellung zu beziehen, beweist seine Abhandlung über *die Entwicklung des Staatensystems* im Band IX¹⁾. In seiner prägnanten Art skizziert er Entstehung, Wandlung und Ausweitung der Abendländischen Staatengemeinschaft zu den weltumspannenden Staatengruppierungen unserer Tage. Nach der Zerbröckelung der machtpolitischen Realität des Römerreiches begünstigte der Kampf zwischen Kaiser und Papst um den aus der Antike übernommenen Universalanspruch die Absonderung von Einzelstaaten, deren Zusammenleben fortan zum Problem wurde. Das sich anbahnende europäische Gleichgewicht wurde oftmals durch den Hegemonieanspruch einer einzelnen Macht gestört, dieser aber stets durch eine Koalition der Bedrohten zurückgewiesen. Die mit dem Wienerkongress beginnenden Bemühungen um eine auf der Gleichberechtigung der Teilnehmer aufgebaute überstaatliche Ordnung wurden im Völkerbund und den Vereinigten Nationen fortgesetzt. Indessen genügt Organisation allein nicht; ein lebendiger Geist ist erforderlich. Dieser Geist kann heute nur in der Idee des Humanen gefunden werden, nachdem das abendländische Kulturerbe seine welteinende Kraft verloren hat.

Während *S. Stelling-Michaud* Leben und Ideen von *David Lubin* (1849—1919), eines Pioniers überstaatlicher Ordnung, der als einer der ersten den Gedanken der Weltregierung vertreten hat, beschreibt, führt uns *L. Haas* an Hand von *Schwedens Politik gegenüber der Eidgenossenschaft* in die zwischenstaatlichen Beziehungen des 17. Jahrhunderts ein.

Der Aufsatz von *Th. Eschenburg*: *Die improvisierte Demokratie der Weimarer Republik* beweist einmal mehr, daß es falsch ist, einem Volke eine politische Organisation aufzwingen zu wollen. In der Tradition nicht verankert, eine Notlösung statt das Produkt einer innenpolitischen Kraftanstrengung, durch den Friedensschluß von Versailles diskriminiert, wurde der Weimarer Parlamentarismus zum Wegbereiter der Diktatur Hitlers.

Band X leistet mit den einleitenden Ausführungen von *Max Silberschmidt* über *Wirtschaftliches Denken und moderne Geschichtsauffassung* ebenfalls einen Beitrag zur Lösung aktueller Probleme. Zwischen den Extremen eines materialistischen Determinismus und der verantwortungslosen Willkür eines reinen Existentialismus sucht Silberschmidt die tragende Mitte, indem er sowohl den materiellen Notwendigkeiten als auch der Willensfreiheit Platz einräumt. Es ist Aufgabe der Wirtschaftsgeschichte, die möglichen Grundformen von wirtschaftlichen Lenkungsmethoden zu erkennen und ihre jeweilige Verwirklichung, die stets Kompromißcharakter trägt, zu beschreiben. Die Wahl des Ordnungsprinzipes, innerhalb dessen sich die Wirtschaftspolitik abspielen soll, verlangt dagegen eine politische Entscheidung.

¹⁾ Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, herausgegeben von Werner Näf; Lang, Bern; Band IX 1951, Band X 1952. Vgl. Besprechungen Band I, Februarheft 1944, S. 659—660; Band II, Maiheft 1945, S. 122—123; Band III, Februarheft 1946, S. 724; Band IV, Märzheft 1947, S. 775—776; Band V, Februarheft 1949, S. 737—738; Band VI u. VII, Augustheft 1950, S. 330; Band VIII, Februarheft 1952, S. 697—698.

Die übrigen Abhandlungen von Band X führen uns ins Mittelalter zurück. *H. Rennefahrt* trägt Wesentliches zur Abklärung des Sammelbegriffs *Twing und Bann* bei, das heißt der Befehls- und Zwangsgewalt des Herrn, dessen Herrschaftsrechte in ihrem Umfang, einerseits von seinem Rang und Stand, andererseits vom Grad der Abhängigkeit seiner Leute bestimmt wurden.

Die folgenden Aufsätze dienen einem besondern Anliegen *Werner Näfs*, dem er schon durch die Herausgabe verschiedener *Herrschaftsverträge des Spätmittelalters* Ausdruck verliehen hat²⁾. Sie spüren alle den «*Frühformen des modernen Staates*» nach, der durch den Dualismus von Landesherr und Ständen charakterisiert ist³⁾. An den Beispielen der *Magna Carta* (J. E. A. Jolliffe), der *Goldenen Bulle Andreas II. von 1222* (J. Deér), der *Joyeuse Entrée brabançonne* (E. Lousse) und einiger *deutscher Herrschaftsverträge* (Fritz Hartung) erleben wir, wie verschieden im einzelnen die Rechte und Pflichten von Fürst und Ständen ausgebildet waren.

Hans Senn

Geographische Grundlagen der Geschichte

Hugo Hassinger † lehnte es schon in der ersten Auflage seines hier besprochenen Buches ab, einen Versuch zu unternehmen, das historische Geschehen ausschließlich aus Zusammenhängen naturwissenschaftlichen Erkennens abzuleiten*). Der Verfasser war sich wohl bewußt, daß die Einschaltung der Einzelpersönlichkeit — im positiven oder negativen Sinne — die Geschichte der Völker beeinflußt. Er stellte sich die Aufgabe, «den jeweiligen Schauplatz der Geschichte der führenden Mächte zu umgrenzen und erklärend zu beschreiben, wobei die Begünstigung und Widerstände der kulturellen Entwicklung und politischen Organisation, insofern sie der räumlichen Anordnung von Natur- und Kulturphänomenen entspringen, aufzuzeigen sind».

Geopolitik ist in Mißkredit gekommen, weil sie in unserem Jahrhundert mehrfach zur Schildträgerin mehr oder weniger aggressiver Expansionspolitik gemacht wurde. Das gilt allgemein für die Politik der europäischen Kolonisationsmächte, wie für das nationalsozialistische Deutschland in der Behandlung der Fragen unseres Kontinents im besondern. Diese Aversion gegen die Geopolitik muß jedoch Halt machen gegenüber der Erforschung von Zusammenhängen, welche zwischen Raum und Lebensgestaltung der Völker wirklich bestehen. Mit Ramsey, Mackinder und Brooks seien einige Forscher englisch sprechender, mit Ratzel, Ritter und A. Haushofer einige deutscher Provenienz genannt, welche wesentliches beigetragen haben zur Erfassung dieser Zusammenhänge. Hassinger bringt eine Synthese in einer universal ausholenden Übersicht über die geographischen Grundlagen der Geschichte. Die politischen Probleme unserer Zeit sind nicht mehr an die nationalen Grenzen gebunden, sie haben zu einem Teil auch die Grenzen des Kontinents gesprengt. Sie haben mondialen Charakter. Dies vor allem auch unter dem Gesichtspunkte der Ernährung der wachsenden Völker.

Folgen wir dem Schlußwort des Verfassers: «Ein großes Menschheitsproblem der Zukunft ist das des friedlichen Ausgleichs bei der Verteilung der wachsenden Menschenfülle auf noch verfügbare Erdräume. Wohl stehen noch große Reservegebiete offen, Steppen und Wüsten, die der Bewässerung, und Urwälder der gemäßigten, subtropischen und tropischen Zone, die der Rodung harren. Aber nicht alle Räume sind klimatisch und wirtschaftlich für alle Rassen geeignet.... Nicht so sehr die bange Frage: Wie lange wird es noch dauern, bis die wachsende Menschheit die Nährflächen der Erde bis zur Grenze ihrer Tragfähigkeit gefüllt hat? besitzt aktuelles Interesse, sondern: Wie werden die Rassen der Erde das

²⁾ Quellen zur neueren Geschichte, herausgegeben vom Historischen Seminar der Universität Bern (Prof. Dr. Werner Näf und Dr. Ernst Walder), Heft 16: Die *Magna Carta Libertatum* von 1215; Heft 17: *Herrschaftsverträge des Spätmittelalters*, Bern 1951, und Heft 18: Die *Goldene Bulle Kaiser Karls IV.* 1356.

³⁾ Vgl. den Aufsatz in der Hist. Zeitschrift Bd. 171 (1951), S. 225—243.

⁴⁾ *Hugo Hassinger* †: *Geographische Grundlagen der Geschichte*. 2. Auflage. Verlag Herder, Freiburg 1953.

Problem der Verteilung der Reserveräume lösen? Wird es gelingen, die Füllung und Nutzung des vielgliedrigen Wohnhauses der Erde in einer Natur und Menschheit harmonisch verbindenden Weise durchzuführen? Das Schicksal der Menschheit hängt davon ab, wie sie sich mit diesem Raumproblem auseinander zu setzen vermag.»

Karl Brunner

Französische Kolonialprobleme: Indochina und Nord-Afrika

Während Frankreich mit inneren Schwierigkeiten kämpft und sich in der europäischen Politik vor wichtige Entscheidungen gestellt sieht, wird es gleichzeitig von der Kolonialfrage bedrängt. Frankreich führt Krieg in Ost-Asien und muß sich in Nord-Afrika mit immer neuen Unruhen und Aufständen abmühen. Der Bestand seines Empire ist keineswegs gesichert.

Obwohl wir täglich von Kämpfen in Indochina, von amerikanischer Finanzhilfe, von Ho Chi Minh und Bao Dai lesen, wissen wir doch sehr wenig von der Geschichte und der eigentlichen Problematik des Indochina-Krieges. Rekapitulieren wir daher in Stichworten die Ereignisse seit 1940. Die Geschichte des Viêt-Nams von *Philippe Devillers*, der 1945/46 als Presseattaché Leclercs und als Korrespondent des «*Monde*» Indochina kennlernte, bietet uns dazu eine vorzügliche Stütze¹⁾. Auf Grund japanisch-französischer Vereinbarungen besetzen die Japaner 1940 nur die strategischen Positionen, während die französische Verwaltung vorerst bleibt. Um der japanischen Propaganda entgegenzuwirken, fördert Admiral Decoux ein indochinesisches Nationalbewußtsein. Nationalistische Gruppen arbeiten aber dennoch mit Japan zusammen. Anderseits zieht sich der Kommunist Ho Chi Minh 1941 in die Résistance zurück und wird von Nationalchina unterstützt. Ein Aufstand wird vorbereitet, doch schlägt Japan am 9. März 1945 zu und schaltet Frankreich aus. Erst nach der japanischen Niederlage gelingt in Tonking der Aufstand; Kaiser Bao Dai, der mit den Japanern zusammengearbeitet hat, setzt Ho Chi Minh mit einer Koalitionsregierung ein und dankt ab, bleibt aber vorerst «oberster Berater» des Viêt-Minh. Im Herbst 1945 wird Admiral d'Argenlieu zum Hochkommissar, Leclerc zum militärischen Oberkommandanten ernannt. Dieser säubert Cochinchina und versucht dann die französische Obergewalt über Tonking wiederherzustellen. Hier besteht eine heillos komplizierte Situation. Das Gebiet gehört zur nationalchinesischen Besetzungszone, und einer Rückkehr Frankreichs wird entgegengearbeitet. Dasselbe tun amerikanische Kommandostellen gemäß der anti-Kolonialpolitik Roosevelts. Die Volksrepublik selbst sucht ihrerseits die Unabhängigkeit zu sichern. Um dem Druck Nationalchinas und den Rechtsparteien Widerstand leisten zu können, entschließt sich Ho Chi Minh zu einem Abkommen mit Leclerc (6. März 1945). Bei beiden besteht der Wille, durch korrektes Verhandeln und gegenseitige Rücksichtnahme eine befriedigende Lösung zu finden: d. h. Sicherung der Unabhängigkeit Viêt-Nams einerseits, der französischen Positionen anderseits. Diese Politik wird von d'Argenlieu und der Administration in Saigon sabotiert. Ein Sonderstatut für Cochinchina entsteht. Dieses und die Verweigerung der «indépendance» lassen die Verhandlungen mit Ho Chi Minh in Fontainebleau im Juli 1946 ergebnislos verlaufen. Die Fronten versteifen sich; die Administration will nun eine militärische Entscheidung. Es kommt zum Bombardement von Haiphong durch Artillerie und Schiffsgeschütze einerseits, zum Gemetzel von Hanoi anderseits. D'Argenlieu wird durch den kolonial-unerfahrenen Bolleart ersetzt. Ho Chi Minh sieht sich politisch-militärisch wie wirtschaftlich in prekärer Situation und sucht zu verhandeln; da aber unannehbare Forderungen gestellt werden, brechen die Beziehungen ab: der Krieg beginnt. Die Administration in Saigon hat unterdessen die Lösung Bao Dai vorbereitet, der aus dem Exil in Hong-Kong zurückgerufen wird und nun als nationaler Aushängeschild gegen Ho Chi Minh dienen soll. Mit dem Sieg Maos ändert sich die Lage: Ho Chi Minh kann sich nun an China anlehnen, während Bao Dai auf die amerikanische Hilfe baut und gleichzeitig von Frankreich jene Zugeständnisse erzwingt, die 1946/47 Ho Chi Minh verweigert wurden. Administratoren und Generäle sprechen immer

¹⁾ *Histoire du Viêt-Nam de 1940—1952. Editions du Seuil, Paris 1952.*

wieder vom baldigen Sieg, doch die Situation bleibt prekär, da der Großteil des Viêt-Nam auf Seiten des Viêt-Minh steht und eine «Kollaboration» mit Frankreich ablehnt. Trotz Bao Dai und eigenen Truppen hat sich dies bis heute nicht wesentlich geändert. Wie ist diese Haltung zu erklären?

Paul Mus, ein besonderer Kenner östlicher Religionen, Berater Leclercs, Hauptmann der Fallschirmtruppen und heute Professor am Collège de France, geht dieser Frage in einem gescheiten, wenn auch mühsam lesbaren Buche nach²⁾. Er untersucht die Mentalität des Reisbauern. Die großen technischen Leistungen Frankreichs haben weder seinen Lebensstandard noch seine Lebenshaltung tief berührt. Sie blieben gewissermaßen außerhalb seines Horizontes. Indochina hat sich aber während 1000 Jahren gegen China aufgelehnt und diese Abwehrstellung gegenüber Frankreich aufrecht erhalten; ein «attentisme» ist hervorragend ausgebildet. Seit der Besetzung im 19. Jahrhundert wurde mit einem Abzug der Franzosen gerechnet. Die Volksrepublik Ho Chi Minhs von 1945 wurde als Umbruch und als Beginn einer neuen Zeit empfunden. Mus betont, daß die französische These, Indochina warte auf die Rückkehr der Franzosen und Ho Chi Minh sei nur ein Rebell ohne großen Anhang, grundlegend falsch gewesen sei: «on expliquait la revendication d'indépendance par Ho Chi Minh au lieu d'expliquer Ho Chi Minh par cette revendication» (269). Frankreich müsse die Konsequenzen ziehen.

Die Forderung nach einer Beendigung des Krieges in Indochina wird heute in viel breiteren Kreisen der französischen Bevölkerung vertreten, als es aus der Tagespresse sichtbar wird. Es kommt darin nicht nur der Wunsch zum Ausdruck, einen grauenvollen Krieg in den Reisfeldern, der geistig, wirtschaftlich und militärisch an den Kräften des Mutterlandes zehrt, zu beenden, sondern auch die Überzeugung, daß mit militärischen Mitteln eine endgültige Lösung nicht mehr gefunden werden kann. Welcher Weg aber ist gangbar? Devillers und alle jene, die mit Ho Chi Minh sympathisieren, schlagen direkte Verhandlungen mit dem Gegner vor. Es beständen Anzeichen, daß er heute zu einer Verständigung bereit sei. Mus denkt an eine Neutralisierung Indochinas durch die UNO, die Bildung einer Koalitionsregierung und das Suchen neuer Beziehungen zu Frankreich. Eine energische Inangriffnahme dieser Frage wird auch von einer tatkräftigen Gruppe junger Radikaler verlangt. Mendès-France hat sich in seiner Investiturrede vom 3./4. Mai 1953, die in Frankreich großen Anklang fand, und dann im Vorwort zu Mitterands Betrachtungen über die französische Kolonialpolitik gegen eine Fortsetzung des Indochina-Krieges ausgesprochen³⁾. Mendès-France und Mitterand lehnen strikte jede Internationalisierung des Konfliktes und jede Kreuzzugspolitik gegen den Kommunismus ab. Man müsse klar sehen: eine militärische Lösung sei unmöglich, und selbst dann sei Frankreich verpflichtet, Indochina zu verlassen. Es sei widersinnig, einen Bao Dai-Nationalismus zu fördern und Viêt-Nam-Truppen aufzustellen, wenn man gleichzeitig in Nord-Afrika gegen den arabischen Nationalismus vorgehen muß. Afrika aber verdiene den Vorrang. Direkte Verhandlungen mit Ho Chi Minh oder dann mit Moskau — gegen ein Übergreifen Rot-Chinas auf Süd-Ostasien! — werden erwogen. Eine Lockerung der Beziehungen zu den USA möchte man vermeiden, würde sie aber wohl in Kauf nehmen. Von anderer Seite denkt man an direkte Verhandlungen mit China⁴⁾. Paul Reynaud erwägt eine Großkonferenz im Pazifik, während die offizielle Politik z. Z. die Indochinafrage mit der Koreafrage verknüpfen möchte⁵⁾. Die amerikanischen Absichten sind bis anhin nicht ganz deutlich geworden; es scheint, daß man auf den «Navarre-Plan» vertraut und militärische Erfolge wünscht, bevor man auf diplomatische Verhandlungen eintreten will. Ob solche Erfolge noch möglich sind, lassen die neuerlichen Rückschläge füglich bezweifeln. Zudem muß man sich klar sein, daß die amerikanische Kredithilfe in Frankreich

²⁾ Viêt-Nam, Sociologie d'une guerre. Editions du Seuil, Paris 1952.

³⁾ Pierre Mendès-France, Gouverner c'est choisir. Julliard, Paris 1953. — François Mitterand, Aux frontières de l'Union française. Indochine — Tunisie. Lettre-Préface de P. Mendès-France. Julliard, Paris 1953.

⁴⁾ Vgl. Jean de Saint-Chamant: «Der Ausweg aus dem Indochinakrieg», Außenpolitik Nr. 8, August 1953.

⁵⁾ In: La Guerre de la Paix. La Nef, cahier no. 4. Julliard, Paris 1953.

keineswegs begeisterte Aufnahme gefunden hat, da man in ihr das Bestreben zu erblicken glaubt, einen Krieg fortzusetzen, den man selbst für sinnlos und nicht mehr den eigenen Interessen gemäß beurteilt. Auch wir fragen uns, ob der amerikanische Anti-Kommunismus hier nicht zu weit geht und auf lange Sicht die französische wie amerikanische Position in Europa und Asien mehr untergräbt als fördert.

Nicht nur die asiatische, sondern auch die arabische Welt ist in Aufruhr geraten und verlangt Aufhebung der Kolonialpolitik und nationale Selbständigkeit. Die Ereignisse 1940—1943 haben diese Entwicklung mächtig vorwärts getrieben. Vichy hat das Ansehen der Republik unterhöhlt, Roosevelt sagte den Afrikanern seine Unterstützung zu, und schließlich ist in Libyen ein freier arabischer Staat entstanden. Über die Situation in Tunis, Algerien und Marokko gibt uns der große Spezialist dieser Belange, *Ch. André Julien* (Prof. an der Sorbonne), einen ausgezeichneten Überblick⁶⁾. Die Probleme liegen hier recht kompliziert. Frankreich sieht sich einer religiös-politischen und sozialen Unabhängigkeitsbewegung gegenüber, während es anderseits große wirtschaftliche Interessen zu verteidigen hat und eine einflußreiche Kolonistengruppe alle Reformen ablehnt. Diese steht auf dem äußersten rechten Flügel und sabotiert jeweils die Politik des Residenten, sofern sie eigenen Interessen widerspricht. *Robert Schuman* hat sich bekanntlich sehr deutlich beklagt, daß der Außenminister nicht mehr seinen Willen durchzusetzen vermag; die Autorität der Regierung sei schwach und die Hierarchie werde nicht eingehalten⁷⁾. Dabei liegen die Verhältnisse etwa so, daß auch die sozialistischen Funktionärsyndikate sich keineswegs an die Direktiven ihrer Partei halten und die Übergabe ihrer Funktionen an Eingeborene zu hintertreiben suchen⁸⁾. Die Verwendung der tunesischen und algerischen Elite — sie hat ja französische Mittel- und Hochschulen besucht — in der Administration gehört aber zu den dringlichsten Aufgaben. Anderseits zeigt sich der religiös-islamische oder panarabische Nationalismus oft sozial eigentlich reaktionär, so daß liberale Reformen z. T. oktroyiert werden müssen. Ein Rückzug Frankreichs aus Nord-Afrika hätte ohne Zweifel ein wirtschaftliches und soziales Chaos zur Folge.

Julien verfolgt die französische Politik in Tunis, Algerien und Marokko seit 1945 sehr eindringlich. Je nach der innenpolitischen Situation der Metropole wird eine Reformpolitik angesagt oder die Politik der starken Hand versucht. Weder die eine noch die andere wurde aber konsequent durchgeführt; die Politik der «force» hat bis jetzt dominiert. Elemente, die zur Zusammenarbeit mit Frankreich bereit gewesen wären — Bourguiba, der Führer des Neo-Destour, und andere Nationalisten sind mit Französinnen verheiratet und schätzen ihre französische Bildung —, wurden in die panarabische Bewegung oder dann ins kommunistische Lager gedrängt. Den Bey von Tunis z. B. hat man im März 1952 zur Entlassung des Kabinetts Chenik, der von der Neo-Destour unterstützt wurde, gezwungen. Es habe des weiteren den Anschein, als ob die Unruhen anlässlich der Ermordung Ferhat Hacheds im Dezember 1952 nicht ungelegen kamen, da sich die Möglichkeit eigentlicher Repressionen — nicht nur gegenüber prokommunistischen Kreisen — ergab. Die Spannungen sind stärker geworden, und eine Lösung ist nur zu finden, wenn mit den Tunesiern selbst verhandelt und die innere Autonomie gewährt wird. — In Algerien liegt die Aufgabe ähnlich, obschon seit 1947 ein Statut mit allgemeinem Wahlrecht besteht. Die Colons haben es aber zu ihrem Nutzen auszunützen verstanden, und es ist ein offenes Geheimnis, daß die Wahlen von der Administration «gemacht» werden. Auch hier ist die Lage gespannt. — In Marokko ist die Nationalisten-Partei des Istiqlal direkt antifranzösisch, aber innenpolitisch keineswegs so reformfreudig, wie man aus der außenpolitischen Anlehnung an Moskau erwarten würde. Hier sind die restaurativen Tendenzen des Islams wirksam. Der Sultan löste sich unter amerikanischem Einfluß 1943 von

⁶⁾ *L'Afrique du Nord en marche*. Julliard, 2. Aufl., Paris 1952. Im weiteren sei hingewiesen auf: *Maroc et Tunisie, le problème du protectorat. La Nef*, cahier no. 2, Julliard, Paris 1953, und *Raymond-Jean Guiton, Probleme der Französischen Union*, im: *Europa-Archiv* 12/14/15/17 1953.

⁷⁾ In *Maroc et Tunisie*, S. 7 ff.

⁸⁾ *J. M. Hertrich, La crise tunisienne*, in: *Preuves*, Jan. 1953.

Frankreich und näherte sich dem Istiqlal. Sein alter Gegner, der Pascha von Marrakesch, El-Glaoui, kann sich auf die ihm ergebenen Berberstämme stützen und spielt die französische Karte. Frankreich operierte mit der Politik des «divide et impera». Julien hebt das Vorgehen Marschall Juins hervor, der im Januar 1951 dem Sultan ultimativ die Verurteilung des Istiqlal aufzwang, und zwar mit der Mobilisierung von Berbern. Im Dezember 1952 kam es auch in Marokko nach den Unruhen von Casablanca zu energischen Unterdrückungsmaßnahmen. Wichtige Nationalisten sind heute eingesperrt. Im Sommer dieses Jahres ergaben sich die Folgen dieser Politik: El Glaoui ließ Paschas und Kais eine Absetzungsforderung unterschreiben und seine Berber aufmarschieren; der Generalresident sah sich vor ein *fait accompli* gestellt und mußte den Sultan absetzen. Die Anhänger des Sultans heben dessen Reformfreudigkeit und anderseits den feudalen Charakter des Glaoui hervor. Das Umgekehrte gilt aber ebenfalls. Die Colons stehen hier mit den einheimischen Notabeln in einer Front, und Frankreich sieht sich vor die Aufgabe gestellt, seine Reformen gegen deren Willen durchzuführen. Ist es dazu bereit? Die Regierung gab ihre Zusage, aber die Wahl eines der Gruppe Juin nahestehenden neuen Residenten für Tunis spricht eher dagegen. Jedenfalls hat der Kolonialminister Mitterand, der im erwähnten Buche eine energische Reformpolitik vertritt, am 4. September 1953 unter Protest seinen Rücktritt erklärt.

Julien sagt: «La France n'a pas de politique musulmane» und faßt das Ergebnis seines Buches unter dem Stichwort der «politique des occasions perdues» zusammen. Mitterand spricht noch deutlicher von einer «absence d'une politique de la France». Beide halten die Situation in Nord-Afrika für gespannt und außerdentlich konfliktgeladen, doch sei ein Ausweg noch möglich — sofern eine großzügige und liberale Lösung gewollt und auch gegen den Willen der Kolonisten durchgesetzt wird. Beide möchten aber, trotz aller Einsicht in die Schwierigkeiten, an der Union française festhalten. Als Radikaler muß Mitterand eine «présence française» fordern. Man bewundert den Rückzug Englands aus Indien, sieht aber in der Union française dennoch ein viel engeres Band — Julien spricht von Föderalismus — als im Commonwealth. Ist dieses Ziel aber heute noch erreichbar, nachdem die neue Situation nach 1943 — wie uns Julien mehr historisch schildert und Mitterand politisch analysiert — nicht konsequent ausgenutzt wurde und zu keiner neuen Politik Frankreichs in Nord-Afrika geführt hat?

Rudolf v. Albertini

Zum Gedächtnis Andreas Heuslers

Ein Briefgespräch aus den Jahren 1904—1940, geführt von den Freunden William Thalbitzer, dem heute achtzigjährigen Grönlandforscher in Kopenhagen, und dem Basler Gelehrten, der 1932 in den «Schweizer Monatsheften» seine berühmt gewordene Gedenkrede auf Goethe veröffentlichte — außerhalb des nordistischen Fachkreises wohl das schönste Beispiel Heuslerscher Vortragskunst¹⁾.

Als Briefschreiber aber (wenn wir von den drei Briefen aus Island absehen, die 1942 in den «Alpen» erschienen), tritt Heusler jetzt erstmals vor uns, denn es handelt sich vorwiegend um *seine* Briefe. Die dänisch geschriebenen des Partners, nur teilweise erhalten, konnte der Herausgeber bloß in Übersetzungsauszügen mitteilen. Er tat es so, daß wir streckenweise — leider nicht durchgehend — doch Hörer eines Zwiegesprächs sind und eine Freundschaft entstehen und sich vertiefen sehen, die in ihrer Gerdigkeit und Wärme um unsere Teilnahme nicht werben muß. Sie dauerte bis zum Tod des einen und offenbart gerade in den Abschiedsbriefen den Adel starker Herzen.

Daß das Geheimnis des Forschers, den ein Kollege den «ungekrönten König unseres Fachs, das vor ihm schon seit langem keinen König mehr besaß», nannte, in Heuslers Kästleratum lag, haben viele festgehalten. Doch so einfach sich das anhört: ihm ward es schwer, mit solchem Forschen in der Zunft sich durchzusetzen, zumal in Berlin, wo man anfangs den jungen Dozenten schräg ansah, der lieber geigte als schrieb und den Anschein erweckte, als wolle er die erkommene sach-

¹⁾ Andreas Heusler: Briefe an William Thalbitzer. Hg. von Th. Salfinger. Universitätsbibliothek, Basel 1953.

liche Zucht deutscher Wissenschaftlichkeit künstlerisch aufweichen. Heusler hatte in der Tat noch als Doktorand geträumt, auf dem Klavier zu phantasieren «müßte der wahre Lebensinhalt sein». Woraus seine Leistung dann erwuchs, lernen wir jetzt begreifen: «Sobald ich mich in etwas hineingetastet habe, ist es gleichgültig, ob es 6. oder 20. Jahrhundert ist. Das eine hat für mich genau ebenso frische Farben wie das andere... Die vielgenannte ‚historische Würdigung‘ im Gegensatz zum ‚Genießen‘, hört bei mir auf, sobald ich einmal einem alten Denkmal nahe gerückt bin: dann sind die beiden Dinge eins, der Dualismus besteht nicht mehr» (an Thalbitzer, S. 19). Und dies lebendige Erlebnis vergangener Kunst suchte er nun in einen Ausdruck zu fassen, den er in leidvollem Ringen zu bedingungsloser Wahrhaftigkeit und Einfachheit erzog.

Auf dieser Stufe setzt der Briefwechsel mit Thalbitzer ein. Er handelt vorwiegend über Musik, dann auch über Weltanschauung, über die geistigen Anlagen und politischen Ziele westeuropäischer Völker, über Kleinstaatlichkeit und Großmachtstrieb (H. war Schüler Burckhardts), über Natur und Kultur und gelegentlich über fachwissenschaftliche Fragen — immer mit stärkster Anteilnahme am Denken und Schaffen des Freuades, im Ausdruck immer erfrischend unmittelbar. «Was ich auch schreibe, von der Postkarte bis zur gelahrten Abhandlung, so ist das Schreiben für mich ein Gebären; ich ringe mit den speziellen Schattierungen der Sprache...» (S. 67). — Nun, das haben schon vor ihm Forscher getan; Heusler weist selber auf den Dänen Axel Olrik hin, der ihn «erlöst» habe, indem er bewies, daß exaktes Forschen sich nicht amusisch geben muß. Im Bereich der Deutschen Philologie aber schrieb seit Wilhelm Grimm keiner so einführend und kernhaft wie Heusler, der es fertig brachte, die berüchtigte Gattung «Stoffgeschichte» zur genußvollen Lektüre zu gestalten und damit in einer Weise Schule machte, daß bald eine Schar «kleiner Heusler» hinter ihm herlief.

Wie er aber immer mehr er selber, immer knorriger, künstlerisch eigenwilliger wurde, erlebt man in diesen Briefen intim. Hier ist ja jedes Wort bekenntnishaft. Wir beobachten die beginnende Freundschaft im Zeichen Schuberts, das jahrzehntelange Ausrufen bei «Vater Bach» und Beethoven, das späte, halb widerwillig erduldeten Hereinbrechen Mozarts, und im Alter ein Hinüberneigen zu den Offenbarungen der Natur. Wir sehen den Kosmopolitismus des jungen Gelehrten durch das Kriegserlebnis sich verengen, und als Freund Thalbitzer mahnend den Finger erhebt, ein ungewohnt ernstes Werben um dessen Verständnis für den inneren Wandel. So ernst spricht Heusler nur noch einmal, bei Olriks Tod; sonst bricht zusehends stärker seine Basler Art durch: der feingeschliffene sarkastische Humor, der wenigstens und zu allerletzt das Eigene verschont und vor dem Tod nicht hält: «Bei mir wirds gemeiner Strohtod werden... kein Sterben in Schönheit. Man darf bis zuletzt keine zu hohen Ansprüche stellen!» Fast in allen späteren Briefen steht jener Heusler vor uns, der einen neuen Kollegen so begrüßte: «Wenn Sie Ihre Antrittsvorlesung halten, versäumen Sie ja nicht, punkt 12 Uhr mit einem Zitat aus Jacob Burckhardt aufzuhören. Das wirkt in Basel!» Professoren nimmt er mit Vorliebe aufs Korn, nie verletzend, aber gern kräftig; selbst Thalbitzer muß sich wegen seiner häufigen Teilnahme an Tagungen als «gewiegter Kongreßtraber» apostrophieren lassen.

Und auch der Leser dieser Briefe hat manches in Kauf zu nehmen, falls ihm die rauen Töne über unsere Kultur und jene rüden über die «Tierspezies Homo insipiens Linn.» nicht aus dem Herzen gesprochen sind. Wir wissen aus Heuslers «Lebenslauf», wie sehr ihn ein Körperleiden, sein Schreib- und Geigenkrampf, geistig marterte, und wie nicht einer seiner Freunde verstand, «was es für mich hieß, als Berufsinvalide durchs Leben zu hinken». Er würgte es in sich hinein. Nach außen aber brach doch oft ein Pfeil durch die ritterliche Wand, zumal wenn die Rede auf den Christenglauben seines Vaterhauses kam, dem er einst «in einjähriger schmerzlicher Häutung» entsagt hatte. Später erklärte er öffentlich seinen «Glauben» — wir können es im Briefwechsel nachlesen —, aus einer etwas handfesten Weltanschauung, die den klaren Umriß vor der Tiefe lobt und Schwieterings Wort vom «unphilosophischen» Heusler recht gibt, so sehr man sich im Deutschland von 1940 dagegen verwahrte. Unduldsam gegen Andersdenkende war Heusler deswegen nicht, nur fast zu ehrlich für diese Welt, die doch, wie er sagt, alle Nekrologie zusammenfügt.

Theodor Salfinger wissen wir Dank für diese sorgfältige Ausgabe, die durch seine Sorge für die Rückgewinnung der Korrespondenz ermöglicht wurde. Er meint zwar im Vorwort, sich nicht zu Heuslers Fachgenossen im engern Sinn zählen zu dürfen; seine Anmerkungen geben aber dann doch auf jede auftauchende Frage zuverlässigsten Bescheid. Über Heuslers Sprachkunst hat Salfinger schon 1949 in der «Festschrift Schwarber» eine feinsinnige Studie geschrieben. Dürfen wir von ihm auch eine Heusler-Biographie erwarten?

Eduard Studer

Nordische Literatur

Es ist auffällig, daß die in letzter Zeit erschienenen Übersetzungen nordischer Autoren fast ausnahmslos Werke betreffen, die ihren Gegenstand nicht dem heutigen Geschehen, sondern der Vergangenheit entnehmen. Man könnte versucht sein, den Drang zum Geschichtlichen für einen bloßen Zufall, eine Willkür der Auswahl zu halten, wenn sich nicht gerade bei näherer Betrachtung bedeuternder Schriftsteller zeigte, daß diese Tendenz für einen großen Teil der jüngsten Dichtung kennzeichnend ist. In ihr kündigt sich nämlich ein Streben an, nach dem fieberhaften Durchdenken und Aufbereiten des bedrängend Naheliegenden, das die Literatur der Kriegs- und Nachkriegsjahre charakterisierte, erneut Abstand zu gewinnen, der der Besinnung zuträglich ist.

Nicht jedes der vorliegenden Werke entspricht freilich dieser hohen Forderung. Je mehr wir uns im Bereich der landläufigen Romanliteratur bewegen, desto mehr bleibt Historisches bloßer Vorwand, ja reine Dekoration. Dies gilt insbesondere von *Margit Söderholms* Roman *Brödrarna*, einer Fortsetzung der früher erschienenen *Grevinnan*, in welcher auf dem Hintergrunde einer faustdicken Herrenhofromantik die buntbewegten Lebensläufe einer Jeunesse dorée durch die Fährnisse gesellschaftlicher und familiärer Komplikationen zum vorbestimmten Ziel glücklicher Ehen geführt werden¹⁾. Weniger gesucht und sauberer wirkt *Dagmar Edqvists Trolldryck*²⁾. Der mit gründlicher Sachkenntnis gezeichnete Hintergrund — das Schweden des 17. Jahrhunderts im Zwielicht von lutherischem Teufelsschreck und cartesischem Zweifel — verträgt sich besser mit dem eigentlichen Anliegen: in einer Reihe von Frauenschicksalen frühe Emanzipationsversuche sichtbar zu machen, die an den noch übermächtigen Widerständen der Zeit scheitern. Jedoch ergreift das Ganze kaum, weil es mehr aus historischem Wissen als aus eigener Kraft lebt.

Anders das Werk eines finnländischen Schriftstellers, *Arvid Mörnes* Roman *Kristina Bjur*³⁾. Obwohl er im Thema an das Werk der Edqvist erinnert — er schildert das Leben einer Pfarrersfrau im nördlichen Schweden zur Zeit Karls XII. — gelingt ihm der Schritt aus dem bloß Zeitgebundenen. Aberglaube und Hexenwahn sind bei Mörne nicht bloß Relikte einer überwundenen Denkweise; sie erschließen sich uns vielmehr unmittelbar aus der überwältigenden Fremdheit einer elementaren Natur. Darum bleibt das Schicksal der Kristina Bjur, die, halb Pfarrersfrau, halb amazonenhaftes Naturwesen, in einem Ausbruch dämonischer Naturgewalten gegen die besänftigende Macht des Christentums an ihrem inneren Widerspruch zerbricht, unmittelbar ergreifend.

War das Geschichtliche bisher mehr oder minder angemessene Einkleidung, so tritt es im folgenden als ein unersetzliches Lebenselement auf. Auf den ersten Blick zwar erscheint *Verner von Heidenstams* postumes Werk *När kastajerna blommade* als eine lose Sammlung von Kindheitserinnerungen, die vom Tode des

¹⁾ M. Söderholm, Die Brüder. Orell-Füssli, Zürich 1951. ²⁾ D. Edqvist, Der Zaubertrank. Orell-Füssli, Zürich 1950. ³⁾ A. Mörne, Kristina Bjur. Karl Mayer Verlag, Stuttgart 1949. ⁴⁾ V. v. Heidenstam, Als die Kastanien blühten. Huber & Co., Frauenfeld 1948. ⁵⁾ F. G. Bengtsson, Die Abenteuer des Röde Orm. Heimeran, München 1951. ⁶⁾ H. K. Laxneß, Islandglocke. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1951. ⁷⁾ E. Johnsson, Die Heimkehr des Odysseus. Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1948. ⁸⁾ P. Lagerkvist, Barabbas. Arche-Verlag, Zürich 1950. ⁹⁾ P. Lagerkvist, Gast bei der Wirklichkeit. Arche-Verlag, Zürich 1952.

schönen Fersen bis zum Auftauchen Strindbergs reichen⁴⁾). In Wirklichkeit aber ist es der Versuch des aristokratischen Neuromantikers von der Jahrhundertwende, des bedeutenden Antipoden Strindbergs, den Wurzelgründen seiner Existenz nachzuspüren. Und wie dem Kinde die Grabplatte in der großelterlichen Gutskirche zum Mittelpunkte der Welt wird, so bleibt dem Manne das 19. Jahrhundert als angemessener Lebensraum, eine Insel des Edelmännischen im Strom der Verbürgerlichung und Verflachung. Wenn Heidenstam sich mit dem neuen Jahrhundert auch nicht hat abfinden können, so bleibt sein Werk doch nicht in der Verbitterung des Enttäuschten befangen. Vielmehr ist sein Rückblick auf den Grundton der Pietät abgestimmt, auf eine wahrhaft hochherzige Dankbarkeit für das Geschenk einer Jugend, die rein zum Leben im Schoße einer alten Familie, rein auch zu den Seen und Wäldern seiner Heimat stimmt. Resignation also — keine angenehme Gegend — und dennoch der Garten, in dem, wie nirgends sonst, die Blüten schwermütiger Vergänglichkeit gedeihen, deren Duft auch über dem Werk dieses echten Dichters schwelt.

Läßt sich ein größerer Gegensatz denken als zwischen den lyrisch getönten Kindheitserinnerungen Heidenstams und den spannungsgeladenen, handfesten Abenteuern des Wikingers *Röde Orm*, die uns *Frans G. Bengtsson* mitreißend erzählt⁵⁾? Und doch verliert die ungewöhnliche Nachbarschaft viel von ihrer Seltsamkeit, wenn man sie mit den Augen eines Schweden betrachtet. Um die Jahrhundertwende hat der Lyriker Heidenstam in *Karl XII. und seine Krieger* eine der großen Epochen aus der schwedischen Geschichte verherrlicht; Bengtsson hat das Leben dieses Königs in einer vielbeachteten Biographie geschildert. Und in dieser im guten Sinne monumentalen Tradition, in der Eigentümliches und Volksstümliches sich ergänzen, steht auch sein *Röde Orm*. Daß man dem Historiker die breit angelegte Kulturgeschichte um die erste Jahrtausendwende, die Ostseeraum und Kalifat, Irland und den Warägerstaat umfaßt, nicht nachzurechnen braucht, das ist selbstverständlich. Weniger selbstverständlich ist, daß dem Historiker der Schriftsteller nicht nachsteht. Mit lebensvoller Anschaulichkeit und dramatischer Spannung sind die Abenteuer dieser kraftstrotzenden Haudegen erzählt, ohne Zimperlichkeit, aber auch ohne festrednerische Idealisierung. Nichts kennzeichnet den Stil des Buches besser als das augenzwinkernde Einverständnis des Humors, mit dem Bengtsson Beutegier, Rauflust und Lebenstüchtigkeit seiner Prachtskerle von Vorfahren schildert. Hier ist echte Volkstümlichkeit verwirklicht, die man um so höher schätzt, wenn man an die empfindliche Lücke in unserem eigenen Schrifttum denkt.

Vor eine ähnlich monumentale, an den Voraussetzungen gemessen jedoch eher noch schwierigere Aufgabe sah sich der Isländer *Halldor K. Laxneß* gestellt. Seine Werke sind Meilensteine auf dem Wege zu einer neuen isländischen Prosa-literatur, die zwischen eigenem Kulturerbe und ausländischem Modernismus ihren Weg sucht. Dies gilt insbesondere von der großartigen, im zweiten Weltkrieg entstandenen Trilogie *Islandsklocka*⁶⁾. In den Schicksalen eines verachteten und verfolgten Zinsbauern erscheint das Bild des Kampfes einer Nation um ihre Existenz: um die nackte Lebensmöglichkeit zunächst in der schonungslosen Anklage des Buches gegen die wirtschaftliche Ausbeutung durch das Ausland; um die Würde und Ehre eines Volkes sodann, dessen Adel, solange es den Kampf um sein Recht nicht aufgibt, von schier vertierendem Elend höchstens verdüstert, nicht aber vernichtet werden kann. Diese Überzeugung bewahrt Laxneß die dichterische Freiheit. Trotz dem aktuellen Gegenstand ist das Werk frei von krampfhaftem Pathos; in seinem Humor und in seiner plastischen Lebensfülle erinnert es stellenweise geradezu an die Coster.

Es ist bezeichnend, daß der Isländer Laxneß einen nationalen Stoff wählt, der Schwede Eyvind Johnsson hingegen seine Gegenwart in dem so gänzlich andersgearteten Spiegel der Homerischen Welt wiedererkennt. Herrscht in den Ländern, die der Krieg unmittelbar berührt hat, die Besinnung auf das Eigentümliche vor, so kennzeichnet das neutrale Schweden das Bestreben, um keinen Preis der Isolierung anheimzufallen. Das mag in einzelnen Fällen zu kritikloser Nachbeterei des Zeitgemäßen geführt haben; anderseits ist aber auch nicht zu übersehen, daß diesem Streben Werke entsprungen sind, die zu den bedeutendsten der Nachkriegsdichtung in Schweden gehören.

Wenn *Eyvind Johnsson*, herkommend aus der Arbeiterdichtung, in *Strändernas svall* den Stoff der Odyssee aufgreift, so darf man von ihm, der sein Werk ausdrücklich als einen Gegenwartsroman bezeichnet, keine naive Nacherzählung erwarten⁷⁾. Zwar hält sich der Wiedererzähler weitgehend an seine große Vorlage; aber in schier unmerklichen Akzentverschiebungen, in einer neuartigen Komposition und vor allem im Stil kündigt sich eine Haltung an, die Thomas Mann und James Joyce verwandter ist als Homer, nicht in der Naivität, sondern in der Ironie ihre Heimat hat. Nicht etwa, daß Johnsson nicht auch von der Großartigkeit und Schönheit der griechischen Welt fasziniert wäre — trägt doch der junge Telemach, der staunend vor der Kunstwelt des Festlandes steht, unverkennbar selbstbiographische Züge. Aber gerade in dem Arbeiterdichter steht der Faszination durch das Ästhetische ein nicht geringerer moralischer Impuls gegenüber; und wenn er Geschichte erzählt, so nicht monumentalisch, sondern kritisch. Mittel dieser Kritik ist die psychologische Durchleuchtung. In ihrem Zwielicht will der Heimkehrer nicht mehr eigentlich zurück; eine Seite seines Wesens jedenfalls möchte bei Kalypso bleiben, den Krieg vergessen, die unruhvolle Zeit, alle Größe und alles in Schönheit Strahlende. Doch die Götter, die Zeit und Erinnerung beherrschen, zwingen ihm all das wieder auf, um an ihm die Unerlässlichkeit ihrer Herrschaft, ja der Herrschaft schlechthin zu demonstrieren. So kehrt Odysseus heim, innerlich müde, vom Krieg und Töten zerstört; er hat die Ruchlosigkeit der Macht durchschaut, er möchte ein Liebender sein in einer zwar unrühmlich-glanzlosen, aber unblutigen und gerechteren Welt. Daß diese Welt nicht existiert, daß er gezwungen ist, für eine Ordnung einzustehen, die durch ihre Schönheit und Kraft allein nicht gerechtfertigt werden kann, das läßt diese Odyssee tragisch enden. Profanierung? Mag sein, jedoch um des Menschen willen und seiner lebenswürdigen Existenz.

Schafft Johnsson in seinem Werk — im Gegensatz zum Griechentum und doch sich aus ihm entwickelnd — eine Welt ohne Heroismus, so *Pär Lagerkvist* in seinem *Barabbas* — im Gegensatz zum Christentum und ebenfalls aus ihm erwachsend — eine Welt ohne Gott⁸⁾. Auch seinem Buch liegt ein Doppelsinn zugrunde: Barabbas, der Mensch, für den Gott gestorben ist. Gott ist gestorben für ihn in einem unmittelbaren Sinne zunächst: an seiner Statt nämlich, als stellvertretendes Opfer. Und an der brennenden Anteilnahme, mit der Barabbas diesen stellvertretenden Tod verfolgt, läßt sich abnehmen, daß er ihm zum Schicksal wird. Nicht daß ihm dieser Tod zur Erlösung würde, er gibt ihn nur scheinbar frei. Denn in das alte Leben mit seinem Spießgesellen, ein Leben ungebrochenen Handelns und bedenkenlosen Genießens, ist ihm der Rückweg verlegt. Ebensowenig aber findet er vorwärts zu der neuen Gemeinschaft, die aus dem Blute des anderen erwachsen ist; denn weil dieser für ihn starb, ist er als Gottessohn für ihn tot. Barabbas ist zwar Zeuge der Kreuzigung, nicht aber der Auferstehung. So zeichnet Lagerkvist, der sich selbst einen Gläubigen ohne Glauben, einen religiösen Atheisten genannt hat, in Barabbas den kreatürlichen Menschen, der ohne Gott und ohne Glaube leben muß und doch unter seiner Gottlosigkeit und Glaubenslosigkeit leidet, der, obgleich dem Tode entronnen, doch im Todesreich eingeschlossen bleibt, das in vielfältiger Verwandlung seinen Lebensraum bildet.

Barabbas sucht zwar den Glauben, aber er findet nicht bis zu ihm hin; und zwar darum, weil ihm, dem kreatürlichen Menschen, der Sinn des Leidens verborgen bleibt. Wenn der Tod Gottes ihm zum Ärgernis wird, so bleibt er auf der Schwelle zum Glauben stehen; denn dieser vernichtet das Leid zwar nicht, wie der kreatürliche Mensch möchte, aber er nimmt es auf sich und verwandelt es ins Opfer. Soll man ihn darum tadeln, wie es die pharisäischen Christen tun? Lagerkvist deutet an, daß auch in ihn etwas vom Geiste des Gekreuzigten gefahren ist; denn was er, der an das Leben freigegeben worden ist, wie der andere zu seiner Kreuzigung, in seiner Ausgestoßenheit und Einsamkeit erfährt, ist zwar nicht die Einsicht in das Leid, wohl aber das Mitleid mit allem, was leidet. Und hier trifft er sich mit den wahren Christen, mit der wundervoll kräftigen Gestalt des Petrus und der geheimnisvoll-lieblicheren der Maria. Barabbas ist nicht dazu berufen, für einen Gott zu sterben und so Zeugnis für ihn abzulegen; aber er begräbt die Toten, und auch das ist ein Zeugnis. Seine letzten, doppeldeutigen Worte lassen ahnen, daß er das Ärgernis des Todes, die Angst des kreatürlichen Menschen, überwunden hat und nun in ihn eingeht, wie jener in den Vater.

Eben diese Angst ist es auch, die über Lagerkvists Kindheits- und Jugend-erinnerungen *Gäst hos verkligheten* ihren Schatten wirft⁹). Dies Buch, das sich in dem Vierteljahrhundert seit seinem Erscheinen als bleibend bewährt hat, ist kein wehmü tiger Rückblick auf ein verlorenes Paradies, sondern unbestechlicher Rechenschaftsbericht über ein Leben in einem beklemmenden seelischen Niemands-land zwischen Traum und Wirklichkeit. Schon der kleine Anders besitzt jenen durchdringenden Blick, der im Gefüge einer scheinbar heilen Welt Risse und Sprünge entdeckt, durch die das Unheimliche auf ihn eindringt: die Erfahrung der Hinfälligkeit, des Sterbenmüssens, die jede lebendige Erscheinung prägt. Nichts in ihm hält dieser Erfahrung stand. Den anderen, und dies gilt vor allem für seine Großmutter, eine in ihrer Schlichtheit und Geradheit ergreifende Gestalt, mag in einem strengen, tiefen Glauben Trost und Rettung bereitet sein; nicht für ihn, denn die Angst, die aus diesem Fall ins Leere, Nichtiges entspringt, macht ihn innerlich einsam in einer leeren, kalten Welt.

Was so in seiner Kindheit dumpfe Empfindung bleibt, wandelt sich in der Jugend zur begriffenen Aufgabe, seiner erlittenen Einsamkeit ein Ziel zu geben: den Durchbruch zu sich selbst. Noch reichen zwar die Kräfte des Heranwachsenden dazu nicht aus; doch bleibt er, weil er den kältenden Anhauch der Angst am eigenen Leibe verspürt hat, vor überheblicher Selbstgefälligkeit und hochmüti-ger Verachtung bewahrt. Und wenn seine Liebe, eine rücksichtsvolle, aufmerksame, mitleidende Liebe, auch noch unter der Eisdecke der Angst begraben liegt, sie ist doch da, gegenwärtig auf jeder Seite dieses bedeutenden Werkes.

Blickt man von hier aus zurück auf Heidenstams Jugenderinnerungen, so hält man Anfang und Ende der Entwicklung in Händen, die die schwedische Dichtung unseres Jahrhunderts durchlaufen hat: bei Heidenstam die Geborgenheit im Mit-telpunkt einer im ganzen noch heilen Welt, über die zwar schon die Wolken der Resignation hinziehen; bei Lagerkvist die Einsamkeit des angstgequälten Menschen im Eisesgrab der Welt, in das jedoch das Licht eines echten Mitleidens strahlt. Es ist daher doppelt erfreulich, daß gerade die bedeutenderen angeführten Werke einwandfrei und gut übersetzt sind. Besonders erwähnt zu werden verdient *Edvard Schaper*, der Übersetzer Lagerkvists. Ihm ist es gelungen, die Herbe und Ge-drängtheit der Lagerkvistschen Prosa im deutschen Text durchschimmern zu lassen.

Fritz Schaufelberger

Neue Eranos-Jahrbücher

Sehr einleuchtend versucht *Olga Froebe-Kapteyn* im Vorwort zum Eranos-Jahrbuch 1952 sozusagen die Psychologie jener geisteswissenschaftlichen Tagungen zu umschreiben, die alljährlich jeweils im Spätsommer in *Ascona* stattfinden, und deren Ergebnisse in den Jahrbüchern zusammengefaßt und für ein interessiertes Pu-blikum veröffentlicht werden¹⁾). Diese Tagungen stehen immer unter einem be-stimmten Thema — Gestalt und Kult der Großen Mutter, Die Erlösungsidee in Ost und West, z. B. —, wobei deutlich wird, daß die Beteiligten von den wech-selnden Themen deshalb angeregt werden, weil es sich nicht nur um theoretische, philologische oder philosophische Fragestellungen handelt, sondern darüber hinaus um Aktualitäten psychologischer Art, die jeden aufgeschlossenen und an geistigen Dingen interessierten Hörer betreffen und beschäftigen müssen. Es geht um jene psychischen Urbilder, die als rettende Kräfte gerade in Umbruchszeiten besonders wirksam werden und durch die menschlichen Bewußtseinsschichten aus unbekannten Tiefen aufzusteigen pflegen. Bei jedem Redner wie auch bei jedem Zuhörer zeigt sich diese Ergriffenheit in besonderer Weise, demzufolge wir in den Eranos-Jahr-büchern die verschiedensten Geistesprodukte vorfinden, die aber von einem und demselben psychischen Zentrum aus gesteuert sind.

Der neue Band steht unter dem Titel «Mensch und Energie», um das die ver-schiedensten wissenschaftlichen Temperamente kreisen: reine Naturwissenschaftler mit der entsprechenden Akribie wie *M. Knoll* (Princeton), der über «Quantenhafte

¹⁾ Eranos-Jahrbuch 1952 (Band XXI), «Mensch und Energie». Rhein-Verlag, Zürich 1953.

Energiebegriffe in Physik und Psychologie» schreibt, ferner psychologisch interessierte Ästheten wie *H. Read* (London) mit seinem Referat «The Dynamics of Art», Biologen mit hervorragender kombinatorischer Gabe wie *A. Portmann* (Basel), der «Die Bedeutung der Bilder in der lebendigen Energiewandlung» bespricht, oder bekannte, der Psychologie eher fernstehende Philosophiegeschichtler wie *K. Löwith* (Heidelberg) in seinem Aufsatz «Die Dynamik der Geschichte und der Historismus».

Besonders anregend ist in diesem Band der Nervenarzt und Jung-Schüler *E. Neumann* (Tel-Aviv), der in seiner Rede «Die Psyche und die Wandlung der Wirklichkeitsebenen» endlich einmal den längst schon revisionsbedürftigen Begriff der psychischen Projektion einer kritischen Betrachtung unterwirft und in theoretischer Weise den Feldcharakter des Psychischen beschreibt. Der Begriff der Projektion setzt ja immer die Unterscheidung eines projizierenden Subjekts und eines projektionstragenden Objekts, ferner die Gegenüberstellung eines Innen und eines Außen voraus — Unterscheidungen also, die gerade in jenem psychischen Gebiet, in dem die Projektionen spielen, nämlich im Unbewußten, sich oft recht künstlich ausnehmen. Den Verhältnissen gemäßer ist die Vorstellung von psychischen Feldern, an denen das Einzelmenschliche teilhat, ohne darüber verfügen zu können. Es ist eine Art kollektives Wissen mit selbständiger Steuerung. Phänomene wie Telepathie und Hellsehen kommen natürlich Neumanns Theorien stark entgegen; bei diesen okkulten Tatsachen verschwinden die Grenzen der menschlichen Person, und die Vorstellung einer Teilnahme an einem unterschwelligen Wissen liegt nahe. Interessanterweise verweist auch Portmann in seinem genannten Aufsatz auf tierische Verhaltensweisen, bei denen ein extrapersonales Wissen wirksam werden muß. Es gibt nach Neumann infolgedessen verschiedene Wissensebenen — personale und außersonuale —, deren Unterscheidung nicht nur bei der Beurteilung individuell-menschlicher Verhältnisse von Nutzen ist, sondern noch mehr vielleicht bei der Betrachtung der verschiedenen Phasen der Kultur- und Naturgeschichte.

* * *

Nachtragsweise darf in diesem Zusammenhang auf einen früher erschienenen Eranos-Band hingewiesen werden, der in unseren Besprechungen bisher noch nicht berücksichtigt werden konnte: auf das Eranos-Jahrbuch XVIII. Es ist der Sonderband, der 1950 anlässlich von C. G. Jungs fünfundsiebzigstem Geburtstag erschien und mit Recht und Sinn dem wesentlichsten Thema der Jungschen Psychologie gewidmet ist: der «Welt der Urbilder»²⁾. Jungs Begriff und Lehre von den «Archetypen», d. h. psychischer, urtümlicher Bahnungen, ist zweifellos das unvergänglichste Verdienst des großen zeitgenössischen Psychologen. Die Archetypen sind Grenzphänomene unseres psychischen Lebens, deren Wirksamkeit wir in Träumen, Phantasien, zuweilen aber auch im scheinbar bedeutungslosen Alltag erfahren, ohne sie doch je ausdeuten zu können. Von den Archetypen her werden unsere Ergriffenheiten gesteuert, und es wäre wohl einmal eine schöne, aber auch riesige Aufgabe, eine Kultur- und Menschheitsgeschichte als eine Geschichte des Wirksamwerdens psychischer Archetypen zu schreiben. Bausteine zu einer solchen Kulturpsychologie liefert schon der vorliegende Eranos-Band, ist doch z. B. beobachtbar, daß «Der Gottmensch als Archetypus» — das Thema, das sich Professor *H. Leisegang* (Berlin), der bekannte, nunmehr verstorbene Philosoph, gestellt hat — zu den verschiedensten Zeiten eine ganz verschiedene Aktualität besaß, derzufolge ein Aufstieg und Niedergang mancherlei religiöser Bekenntnisse sichtbar wurde. — Andere sehr bemerkenswerte Arbeiten dieses Bandes sind: *Van der Leeuw*: «Unsterblichkeit»; *Schmidt*, «Jerusalem als Urbild und Abbild»; *Neumann*: «Über den Mond und das matriarchalische Bewußtsein». Einleitend spricht Frau Froebe dem Jubilaren den Dank für die bisher geleistete Arbeit im Eranos-Kreis aus, was um so natürlicher ist, als ohne C. G. Jung die Eranos-Tagungen nicht die Bedeutsamkeit und das besondere Profil besäßen, die sie im Laufe von zwanzig erfolgreichen Jahren gewonnen haben.

Jürg Fierz

²⁾ Eranos-Jahrbuch (Band XVIII), Sonderband zum 75. Geburtstag von C. G. Jung. Rhein-Verlag, Zürich 1950.